ITH-Tagungsberichte 36

Herausgegeben von der
Internationalen Tagung der HistorikerInnen
der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen (ITH)

ITH, A-1010 Wien, Wipplinger Str. 8 (Altes Rathaus)

„Arbeit“: Geschichte – Gegenwart – Zukunft

Herausgegeben von
Josef Ehmer, Helga Grebing, Peter Gutschner

im Auftrag der
Internationalen Tagung der HistorikerInnen
der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen (ITH)

**Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des
Karl Steinocher Fonds zur Erforschung der Geschichte
der Arbeiterbewegung im Lande Salzburg**

Akademische Verlagsanstalt
2002

ITH-Tagungsberichte 36:
37. Linzer Konferenz der Internationalen Tagung der HistorikerInnen der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen, 11. bis 15. September 2001

NW 8300 E33
Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha
MAG 336129
2002/034355

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

"Arbeit": Geschichte - Gegenwart - Zukunft / hrsg. von Josef Ehmer ... im Auftr. der Internationalen Tagung der HistorikerInnen der Arbeiter- und Anderer Sozialer Bewegungen (ITH). - Leipzig : Akad. Verl.-Anst., 2002
(ITH-Tagungsberichte ; Bd. 36)
ISBN 3-931982-28-9

© ITH, A-1010 Wien, Altes Rathaus
Layout: Annett Jana Berndt, Dresden
Druck: APRESYS Leipzig
Vertrieb: AVA, Akademische Verlagsanstalt, Oststraße 41, D-04317 Leipzig
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 3-931982-28-9

Inhalt

Vorwort: Einige Überlegungen zu Aspekten einer globalen Geschichte der Arbeit
Josef Ehmer, Helga Grebing, Peter Gutschner 9

Einführung in die Thematik

Hat die Arbeit eine Zukunft oder gibt es eine Zukunft ohne Arbeit?
Helga Grebing 21

„Klassische" Industriegesellschaften

Über-Leben im 20. Jahrhundert. Krieg und Arbeit in den Lebensläufen von Arbeiterinnen und Arbeitern in Deutschland – mit vergleichenden Ausblicken nach Frankreich und Großbritannien
Alf Lüdtke 37

L'Etat, les entreprises et les syndicats dans la dynamique sociale portuaire européenne au XXe siècle
Michel Pigenet 51

Frauenarbeit und berufliche Aspirationen der Frauen im Laufe des Industrialisierungsprozesses am Beispiel Polens an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert
Anna Žarnowska 69

At the Edge of the Fields: Italian Contryside Women in the Age of Fascism
Silvia Salvatici 85

Längsschnitte – von der vorindustriellen zur postindustriellen Arbeit

The History of male breadwinning: a story about economics, power and identity
Angélique Janssens 101

Leistungsgesellschaft? – Diskussionen über den Leistungslohn in historischer Perspektive
Reinhold Reith 119

Von der Norm zur Normalität? Begriff und Bedeutung von Arbeit im Diskurs der Neuzeit
Peter Gutschner 137

Arbeit in nicht- oder peripher industrialisierten Ländern

Globalizing Labour Historiography: The Amsterdam Approach
Marcel van der Linden 151

Le chômage en Argentine: un drame national avec un effet différencié sur les femmes
Patricia Flier 165

Forced Labor and labor laws in French West Africa 1900-1946
Babacar Fall 183

Redefining work and domesticity: gender and household strategies in working class families
Chitra Joshi 193

Arbeiten in Zukunftsgesellschaften

Kontrollierte Autonomie und neuer Taylorismus – Zur Polarität postindustrieller Arbeit
Eva Angerler 211

Neue Medien – neue Arbeit am Beispiel Japan
Tatsuro Hanada 225

Polen: Die Arbeit zwischen dem kommunistischen Industrialismus von gestern und der postindustriellen Gesellschaft von morgen
Janusz Žarnowski 239

Mobile Architektur online und offline. Ein Exkurs in Arbeitswelten der Zukunft
Danielle Mischitz 257

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 268

Alf Lüdtke

Über-Leben im 20. Jahrhundert. Krieg und Arbeit in den Lebensläufen von Arbeiterinnen und Arbeitern in Deutschland – mit vergleichenden Ausblicken nach Frankreich und Großbritannien

Eric Hobsbawm, der aus Wien stammende englische Arbeiterhistoriker, hat das 20. Jahrhundert als „Zeitalter der Extreme" charakterisiert.[1] Das eine dieser Extreme ist markiert von den Weltkriegen und dem Holocaust, aber auch den Massenmorden des Stalinismus. Für das andere steht das Vierteljahrhundert, das Hobsbawm als die „goldenen Jahre" bezeichnet – die Periode des Nachkriegsbooms nach 1948/50, jedenfalls in den nordatlantischen Zentren der kapitalistischen Welt.

Studien zum Lebensstandard haben gezeigt, dass dieser Boom nur sehr verzögert auch bei der Masse der Lohnarbeiter „ankam". Für Industriearbeiterhaushalte in Westdeutschland setzte das „Wirtschaftswunder" mit dem Zugang zu langlebigen Konsumgütern und (sporadischem) „Luxuskonsum" erst um 1960 ein, nicht aber in den frühen 1950er Jahren (zu schweigen von der DDR: Rationierung z. T. bis 1958). Freilich, auch in Großbritannien und Frankreich war bis in die frühen 1960er Jahre (u. a. Kristin Ross) der Alltag der Massen von Kärglichkeit bestimmt. Jedenfalls wurden die Leiden des Krieges auch bei den „Siegern" keineswegs durch massenhaften „Saus und Braus" kompensiert. Gewiss, der „totale Krieg" hatte die Anstifter niedergeschlagen; aber längerfristige Kosten belasteten in hohem Maße die Überfallenen und ihre Alliierten – die schließlich militärisch gesiegt hatten.

Mein Interesse gilt dieser Frage: Wie waren physische Gewalt – d. h. die Verletzungs- und Tötungsgewalt der Kriege und des Genozids – verknüpft mit der „alten Elendsgestalt der Proletarität", wie Josef Mooser das „Arbeiterliche"

1 Eric Hobsbawm: The Age of Extremes, a History of the World 1914-1991, New York 1991 (dt.: Das Zeitalter der Extreme, München 1997).

des Lebens in oder mit Lohnarbeit benannt hat?[2] Genauer: Wie nahmen Arbeiterinnen und Arbeiter (und ihre Angehörigen) die massenhafte Gewalt wahr – in welchem Maße waren sie beteiligt, massenhaft Verletzungs- und Tötungsgewalt einzusetzen? Hier ist nationale Begrenzung womöglich „politically correct", aber analytisch blind: Gewalt wurde millionenfach erlitten, aber in den alliierten Armeen auch ausgeübt.

Gewalt ist das eine. Wie aber gingen Arbeiterinnen und Arbeiter mit den parallelen oder überlappenden Konjunkturen von Abhängigkeit um, die den Alltag prägten, vor allem in den zahllosen Formen von Rationalisierung: wie kamen sie durch – wie überlebten sie?

Studien zur Arbeiterschaft im 20. Jahrhundert konzentrieren sich auf die Organisierungen – und die Veränderung der Lebenslagen. Josef Mooser hat in seinem Überblick „Arbeiterleben in Deutschland" die Haupt-Elemente zusammengestellt: Ungeachtet politischer Regimewechsel sowie des allmählichen Aufbaus sozialstaatlicher Sicherungssysteme gelte: die grundsätzliche unternehmerische Verfügungsfreiheit – und die das Erwachsenenleben bestimmende, also nach Möglichkeit andauernde Lohnarbeit mit marktabhängigem Einkommen. Diese aber sei und bleibe fremdbestimmt.[3]

Im deutschen „Fall" gibt es jedoch die Ausnahme der vielerlei Variationen des industriekapitalistischen Grundmodus: die DDR. Unternehmerische Verfügungsfreiheit wurde hier nach 1945 grundsätzlich im System zentraler Planung und Lenkung abgeschafft (wenn auch in concreto Ausnahmen zumal in kleingewerblichen und Spezialproduktionen mindestens bis 1972 anhielten) – ebenso wie fremdbestimmte Lohnarbeit mit marktabhängigem Einkommen. Aber auch hier etablierten oder hielten sich informelle Sekundärmärkte. Und jenseits der Settings der unmittelbaren Produktion wurden mehrfache Netze von Fremdbestimmung reproduziert: in und durch bürokratisch-herrschaftliche Intervention, die angesichts der Dauerdefekte der Planabläufe unerlässlich waren oder doch gerechtfertigt werden konnten.

Das hieß für die konkrete Situation der Arbeiterinnen und Arbeiter in der BRD: Bei allen Veränderungen wurde zumindest bis in die späten 1950er/60er Jahre eine kaum verminderte Bedeutung der Körperlichkeit von Arbeit beobachtet. Zu notieren seien ein „überdurchschnittliches Maß an Arbeitsbelastung und Abhängigkeit am Arbeitsplatz" ebenso wie „relative Einkommensrückstände"

2 Josef Mooser: Arbeiterleben in Deutschland 1900 bis 1970, Frankfurt/Main 1984.
3 Mooser, Arbeiterleben.

und ein damit verbundenes „Beschäftigungsrisiko".[4] Oder wie es in den Worten einer „Doku-Fiktion" heißt, die sich auf Befragungen und eigene teilnehmende Beobachtung stützt: „Ob oben Hitler oder Adenauer sitzt – Bergarbeiter werden gebraucht. Wir [Bergarbeiter] arbeiten und leben gefährlich – was kümmert es uns schon?"[5]

Die Suche nach prägenden, also auch dauerhaften Stukturmomenten hat lange gegenüber Vorschlägen dominiert, vor allem hegemoniale wie subalterne Denk- und Wahrnehmungsstrukturen ins Zentrum der Analyse zu rücken (Antonio Gramsci). Zu denken wäre auch an Walter Benjamin und seine Kritik des Fortschrittsoptimismus gerade auch der Linken (zuletzt in seinen „Thesen zur Geschichte", im Angesicht des Faschismus an der Macht). Die Neueröffnung dieser Debatte in den späten 1950er Jahren muss hier im einzelnen nicht mehr repetiert werden: Die Anglo-Marxisten E. P. Thompson, Raymond Williams und andere hielten „agency" und „experience" gegen die „kulturell-objektiven" Momente: rebellische Massen forderten z. B. in englischen Städten des 18. Jahrhunderts „gerechte Brotpreise" – Frauen und Jugendliche waren Akteure. Oder Handwerker, Hausindustrielle, Manufakturarbeiter bzw. Arbeiter in den ersten Fabriken setzten die Vielfalt freikirchlicher Praxen für ihre Auseinandersetzung mit den Vertretern von Elend und Unterdrückung ein.

So innovativ diese Arbeiten waren – als Geschichte „von unten" ebenso wie als Vorschläge zu neuen Sehweisen und Begriffen für alte Theorieprobleme (jenseits von „Basis und „Überbau" oder des – unerträglichen – „subjektiven Faktors"): die Narratio Thompsons blieb getragen von fundamentaler Sympathie für diese neuen Spieler auf einer ebenfalls weithin neuen historischen Bühne. Eben die Rekonstruktion der Formen von „Aneignung" dessen was ‚begegnet', worin die Menschen sich finden – also Alltagsgeschichte hat ermuntert, Romantisierungen – wie sie sich bei Thompson finden – zu kritisieren. Hier ist insbesondere das Feld der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert wichtig geworden. Den hier waren es die „Massen" des Fabrik- und Landproletariats, die sich 1914 wie 1933 (und danach) gerade nicht als revolutionär-widerständiger „Heros", sondern als Mit-Träger von enthemmter Tötungs- und Kriegsgewalt erwiesen.

Hier hilft ein Blick auf Lebensverläufe und Lebensgeschichten weiter. Deutlich wird die Sequenz und Parallelität von höchst unterschiedlichen, aber nicht notwendig widersprüchlichen Wahrnehmungs- und Handlungsweisen: Men-

4 Mooser, Arbeiterleben, 102.
5 Hans Dieter Baroth: „Das Gras wuchs ja umsonst", Köln 1983.

schen ‚laufen' ganz offenbar nicht nur ‚auf einem Gleis'. – Das heißt erstens: nicht allein die „Normalerwerbsbiographie" beschreibt angemessen biographische Verläufe wie autobiographische Konstruktionen und Erwartungen. Anders: Patchwork betont das „Selbermachen"; das Bild des „Flickenteppichs" erkennt nur den Notbehelf. Immerhin erfassen beide Facetten eigensinnige Überlebenspraxis. – Zweitens: Zu den Mäandern im Lebenslauf trat ein ‚sowohl-als auch' im gelebten Alltag: Mittun und Wegsehen (bei Quälereien gegen Diskriminierte, gegen angeblich „Gemeinschaftsfremde" oder gegen „Juden" – am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft) konnte sehr wohl parallel gehen mit entschiedener Unterstützung für Ausgegrenzte und Verfolgte.[6] Zielstrebigkeit bei kollegialer Obstruktion von Akkorden wurde mit dem Necken und Fertigmachen eines neuen Kollegen „aufs Schönste" verbunden.

Hier wie dort dreht sich alles um das „Eigene". Solcher „Eigensinn" meint die Konzentration auf eigene Vorlieben und Abneigungen – ohne Rücksicht auf „oben" (Meister, Schutzmann, Eltern, bzw. Partner, Nachbarn), aber auch ohne Rücksicht auf Kollegen, Freunde; deshalb öffnen sich hier mitunter Chancen für Dritte und Erniedrigte, wahrgenommen und in einer Mischung aus Willkür und Gelassenheit gegenüber noch Schwächeren hingenommen zu werden. Handelnde Akteure und Aktricen rücken ins Zentrum – die andere leiden lassen, die aber zugleich auch selbst leiden (oder gelitten haben).

Die gängigen Konzepte suchen das Wesentliche hinter der Vielfalt der Erscheinungen zu erfassen. Für die Geschichte von Arbeit bzw. der Arbeitenden ist danach z. B. entscheidend entweder die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel und die Stellung im Produktionsprozess – oder die Stellung in der Hierarchie gesellschaftlicher Statuszuweisungen und Machtverteilungen. Aussagekräftig seien dafür Besitzverhältnisse ebenso wie formelle und informelle Zuständigkeiten, innerhalb und außerhalb der Betriebe. Mit den rechtlichen und institutionellen Regelungen des „Sozialstaates", aber auch den Selbstorganisierungen der Abhängigen (in Gewerkschaften und Partei zumal sozialistischer, aber auch christlicher Orientierung) verbinden sich zwei Prozesse der Einschränkung privater Verfügungsgewalt, die seit dem späteren 19. Jahrhundert zu beobachten sind.

Die Rede ist von „Rahmenbedingungen". In ihnen bewegen sich – so die entsprechende Vorstellung – die Akteure: Individuen, Haushalte, Nachbarschaftsgruppen, Arbeitskollektive oder -teams. Dass die Individuen jedoch als vielschichtige Ensembles von Interessen und Gefühlen in der Arbeitergeschichte lange Zeit kaum beachtet waren, hat schon vor Jahren Erhard Lucas eindringlich anhand des deutschen Falles kritisiert.[7]

Eine Möglichkeit, sich den Individuen ein Stück weit anzunähern, verbindet sich mit einem quantitativen Verfahren, das freilich für das 20. Jahrhundert kaum oder gar nicht angewandt worden scheint. Es sind die „Lebensverdienstkurven" – Heilwig Schomerus hat sie plausibel für die Esslinger Maschinenfabrik in ihrer Arbeit zum späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zum Thema gemacht.[8] – Für ihre Arbeit, ebenso wie für die beiden einschlägigen Pionierstudien von Louis Varlez (über Arbeiter in Gent) und Richard Rowntree (Arbeiter in York) haben Situationen des ausgehenden 19. Jahrhunderts den Grund gelegt. Es war zumal die Einsicht, dass nicht Dauerhaftigkeit, sondern Wandel mit z. T. mehrfachen und gleichzeitigen Veränderungen dominiere.[9]

Die Beobachtung – zugleich die Konstruktion von „Lebensverdienstkurven" verdeutlichte zweierlei: zum einen nicht-lineare Bewegungen, die sich weder als dauerhafte Verbesserung, noch als eher gleichmäßiger oder unaufhaltsamer Abstieg der Lebenshaltung und Lebensfristung kennzeichnen ließen. Ob es sich um eine zunächst ansteigende, dann ab dem mittleren Lebensabschnitt bzw. den frühen 40er Jahren mehr oder weniger steil abflachende Kurve handelte – oder ob (so bei Varlez) zwei Aufschwünge einer Normal-Lebenszeit zu erwarten waren (bei erstem Verdienst vor der Geburt der ersten Kinder, dann erneut sobald die Kinder anfingen, selbst [dazu]zuverdienen): Entscheidend ist die ungleiche Pendelbewegung.

Diese Studien zeigten den Haushalt bzw. die (Klein-)Familie als zentrale Bezugsgröße – auch im ArbeiterInnenleben. Inwieweit aber die Not- und Überlebensgemeinschaft als Zwang oder doch Einengung empfunden wurde, ob Nähe nicht gefürchtet oder gar verhasst war: diese Frage stellte sich nicht. Hier galt die stillschweigende Vorannahme, dass Proletarier nichts als ihre Ketten zu verlieren hätten, und in dieser Gemeinsamkeit eine Art naturwüchsige Solidarität (oder Kollektivität) praktizierten. Ignoriert wurden Hinweise, die etwa Adolf Levenstein in seiner Enquete von 1910 gesammelt hat (dass das Glück von Ar-

6 Viktor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Berlin 1998; Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin: die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund, Hg. Carola Sachse, Berlin 1996.

7 Erhard Lucas: Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1983.

8 Heilwig Schomerus: Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. Forschung zur Lage der Arbeiterschaft um 1900, Stuttgart 1977, bes. S. 124-150; zur Lebensverdienstkurve: S. 149.

9 Vgl. Gottlieb Schnapper-Arndt: Sozialstatistik [Vorlesungen über Bevölkerungslehre, Wirtschafts- und Moralstatistik]. Ein Lesebuch für Gebildete, insbes. für Studierende, Leipzig 1908, S. 360 ff.

beitern gerade darin läge, endlich einmal nicht mit den Kollegen zusammengedrängt zu sein) oder bei Bromme: „Die anderen (Arbeiter) sind wahre Teufel".[10]

Es mochte Gründe geben, diese Innenbeziehungen nicht zur Kenntnis zu nehmen. Denn die Studien um 1900 hatten eines gemeinsam: die lange Wechsellage zeigte eine Wachstumstendenz. Das hieß konkret: Jene, die um 1880 oder '90 erwerbstätig geworden waren und um 1910 den beginnenden Abstieg zu erwarten hatten, erlebten in aller Regel „bessere Zeiten", als sie nach den Erzählungen der eigenen Eltern und Verwandten hatten erwarten können.

Spiegelbildlich musste es für ihre Kinder (die von den Eltern hörten, dass „alles immer besser" geworden sei) umso dramatischer sein, wenn das eigene Durchkommen immer mühsamer wurde, und dies häufig von einem Tag auf den anderen: Der Krieg in Europa ab August 1914 bezog in den kriegführenden Gesellschaften in raschem Tempo und mit steigender Intensität die gesamte Bevölkerung mit ein.[11]

Dabei gilt sowohl in den Kriegs- wie in den ökonomisch-depressiven Zeiten um und nach 1930, was Don Kalb am Beispiel Philips für die Depression um 1930 zeigt: Im Unterschied zum medienwirksamen Bild der zusammengebrochenen großindustriellen Produktion gab es große Unternehmen, in den relativ große Kleinfamilien mit mehreren Vielfachverdienern und nachdrücklicher Ausbeutung der Töchter bei gelernten, aber auch ungelernten Haushalten die Verelendung – die prototypisch für Marienthal durch Marie Jahoda und ihre Mitstreiter beschrieben worden ist – vermieden werden konnte.[12]

Parallel wäre wohl überhaupt weniger ausschließlich in nationalen Größen zu fragen oder zu denken. Hingegen wäre zu klären, inwieweit die Unterscheidung zwischen Massenproduktion und flexibler Spezialisierung (Charles Sabel/Jonathan Zeitlin) im Hinblick auf Überlebenschancen und Überlebenspraktiken/-erfahrungen wesentliche Differenzen markierte.[13]

10 Adolf Levenstein: Die Arbeiterfrage – mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912, S. 140, 147,154; vgl. M.Th. W. Bromme: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, Jena 1905 (Neudr. 1979).

11 Für Deutschland jetzt zusammenfassend Roger Chickering: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg. München 2002 (Cambridge 1998).

12 Don Kalb: Expanding Class: Power and Everyday Politics in Industrial Communities, the Netherlands, 1850-1950, Durham 1997; Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld, Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt a.M. 1967 (1933).

13 Charles Sabel/Jonathan Zeitlin: Historical Alternatives to Mass Production: Politics, Markets and Technology in Nineteenth-Century Industrialization, in: Past & Present No. 108 (19-85), S. 133-176.

Im Rückblick mit den Worten des literarisch-„realistischen" Autors Hans Dieter Baroth: „In den 60er Jahren dieses [20.] Jahrhunderts starben viele Nachbarn, die im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts geboren worden waren. In der Blüte ihrer Kraft hatten sie ihre Wohnungen in der Engelbertstraße bezogen. Damals im Alter um die 30 Jahre. Bis zum 40. Lebensjahr konnte ein Kumpel im Akkord durchhalten, dann baute er kräftemäßig meist ab, der Lebensstandard sank. Vom Hauerlohn kam er auf den Schichtlohn, mit ihm versuchte er bis in die Rente zu kommen. Doch viele schafften es nicht bis dahin. Sie starben früh nach einem entbehrungsreichen Leben. Gedrillt wurden sie in der Kaiserzeit, gehungert hatten sie im Ersten Weltkrieg, in der Weimarer Republik kurz Atem geschöpft, dann folgte das Darben in der so genannten Erwerbslosenzeit, später dann die Schufterei in den Panzerschichten bei verlängerter Arbeitszeit [während des Zweiten Weltkrieges]. Danach hungerten sie noch bis eine Zeit nach der Währungsreform, dann holte sie der frühe Tod."[14]

Baroth lässt den Protagonisten, auch Bergarbeiter, Nachbarskinder sterben sehen, Streitigkeiten beobachten – wobei das Zerstrittensein offenbar besonders prägend war. Und weiter: „Der Lebensrhythmus blieb immer auch über Jahrzehnte im Grunde unverändert. Am frühen Morgen gegen 5 Uhr weckte der Wecker mit schrillen Tönen die erwachsenen Männer – gegen halb sechs rief heiser die Sirene der Zeche zur Morgenschicht. Zu allen Zeiten, in allen Regimen." Man ging schweigend zur Zeche. „Gegen sechs Uhr begann die Arbeit über und unter Tage ... Immer weniger Männer förderten immer mehr Kohle [mit pressluftgetriebenen Abbauhämmern und mechanischen Schrämmaschinen, A. L.]... Am frühen Nachmittag kamen die Männer von der Morgenschicht nach Haus, wer Mittagsschicht hatte, eilte zur Zeche, die wiederum unüberhörbar gerufen hatte."

Dies aber waren die Männer, die als Soldaten „gute Arbeit" beim Kriegführen zu leisten suchten.[15]

Das Verfahren von Baroth ist in zentralen Punkten vergleichbar mit dem eines Historiker-Kollegen: Alain Corbin hat kürzlich bei seiner Suche nach den „Spuren eines Unbekannten" eine Standesamtseintragung als Ausgangspunkt genommen. Geburts- und Todesdaten (hier: 1798 bzw. 1876) hat er um Informationen aus lokalen und regionalen Archiven ergänzt und aus seinem Kontext-

14 Baroth, a.a.O., S. 116f.

15 Dazu meine Skizze: Arbeit, Arbeitserfahrung und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel der historischen Forschung, in: A. Lüdtke: Eigen-Sinn, Hamburg 1993, S. 351-440, bes. S. 399-409.

wissen eine „Durchschnittsbiographie" komponiert, bei der das Konstruktive von Anfang an offenkundig ist.[16]

Freilich – dieser „Unbekannte" mit Namen Pinagot hat „sein langes Leben am Rande eines Waldes verbracht". Es scheint nur einen „kurzen Ausflug" gegeben zu haben, in eine benachbarte Gemeinde, ebenfalls am Waldrand gelegen (am Tage nach seiner Hochzeit). Das hat dieser authentisch-erfundene Akteur gemein mit Anton Kolakowksi, dem Ruhrgebietsbergmann von Baroth.

Lebensläufe, die charakteristisch für das „Age of Extremes" sind; besser: die diese „Extreme" nicht nur abbilden, sondern selbst „machen", sind hingegen durch ihre lokale Unstetigkeit gekennzeichnet. Sie zeigen Bewegung im Raum, Migration. Allerdings nur selten aus bewusster Entscheidung, als optimistischer „Aufbruch". Denn in und nach den Kriegen sahen sich die allermeisten Betroffenen als Vertriebene, als Flüchtlinge: eine erzwungene Bewegung war für viele der emotionale Bezugspunkt, an der sich Trauer, Wut oder Resignation – oder alles vermischt – entzündeten.

Dabei geht es hier nicht darum, zu verdeutlichen, wie sehr die NS-Umsiedlungs- und „Bevölkerungspolitik" bzw. die der Entvölkerung seit 1939 Hunderttausende von Polen vertrieben hat, andere Bevölkerungsgruppen und Völker vertrieben und nicht zuletzt in den Tod gebracht hat. Neben den Umsiedlungen der „Volksdeutschen" und ihrer „Heimholung ins Reich" waren aber auch andere, die deutsche Pässe hatten, seit 1944 von verschiedenen Gewaltformen des Krieges in Bewegung gebracht worden.

Einer von diesen Millionen ist der Landarbeiter Max Landowski.[17] Geboren wurde er 1920 in Westpreußen in einem Gutsdorf. Die Härte des Landarbeiterlebens der Eltern, zugleich Klarheit des herrschaftlichen Oben und Unten (mit Schlägen) seitens der Vorgesetzten gegen die Eltern, aber auch gegen den Knaben, die in der Schule ihre Fortsetzung finden, zugleich familiäre und dörfliche Idylle. Die scheinbare Eindeutigkeit der Perspektive – Landarbeit – wird durch die Soldatenzeit und den Krieg ab 1940 verändert, vielleicht sogar gebrochen. In der von Hans Joachim Schröder edierten Ausgabe seiner lebensgeschichtlichen Interviews ist ein gutes Viertel der Zeit bis in die 1980er Jahre für die vier Kriegsjahre reserviert. Und ein weiteres Achtel gilt der Flucht nach Schleswig-Holstein und dem Kriegsende, also den wenigen Monaten vom Spätwinter bis zum Frühsommer 1945.

16 Alain Corbin: Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben, Frankfurt a. M. 1999.

17 Hans Joachim Schröder: Max Landowski, Landarbeiter: ein Leben zwischen Westpreußen und Schleswig-Holstein, Berlin 2000.

Diese Textverdichtung scheint mir aussagekräftig für die Intensität des Erlebens, aber auch für die Prägekraft der Folgen: Gewalterfahrungen (Landowski wurde verwundet), die Selbstverständlichkeit der rassistisch begründeten Ordnung des Alltags an der Front, aber auch im Rüstungsbetrieb in Westpreußen wird an den Rand gedrängt, aber nicht eigentlich erschüttert durch das Vorrücken der Roten Armee, durch die Flucht (die es hier war) und die Mühen der ersten Nachkriegsjahre.

Versuche aus der Landarbeit herauszukommen und im gewerblichen Westdeutschland (im märkischen Sauerland) Fuß zu fassen, scheitern in den fünfziger Jahren. Bei der Landarbeit hat er Teil an technischen Entwicklungen, der Motorisierung. Dabei betont er, dass man zwar vorher z. B. das „eintönige Hacken" gehabt hätte – allerdings: „Dabei hat man noch frische Luft gehabt".[18] „Heute", also beim Maschinenführen, sei „die nervliche Belastung eine ganz andere". Und das macht er anschaulich: „Einmal durch die nichtmenschengerechten Sitze, die bis heute noch nicht auf den Schleppern sind". Und dies wird dann über eine halbe Seite in aller Genauigkeit beschrieben. Und das Zweite sind die Arme: Die Schlepper hatten in den fünfziger und sechziger Jahren keinerlei Lenkhilfen oder: „Mir ist einmal das Lenkrad aus der Hand gerissen worden, da stand der Daumen nach hinten. Nach hinten, rausgeschlagen ... Ich merk es heute noch". Dazu kommt als zweites der Lärm, insbesondere bei den Treckern, den Schleppern, „dann hast eben nachts noch so'n Klopfen im Kopf gehabt von dem Lärm".

Zwar gibt es ein Häuschen, und er ist auch in der Gemeindevertretung tätig, für die SPD. Aber es zeigt sich eine eigentümliche Kontinuität, ungeachtet aller Migration: die Arbeit, ihre Intensität wie ihre Stofflichkeit, die die Körper der Arbeitenden angreift – die sie prägt und zugleich die Chance bietet, sich selbst zu definieren.

Mit dem in besonderer Weise durch männliche Körperlichkeit geprägten Bild vom „richtigen Arbeiten" und von „deutscher Qualitätsarbeit"[19] verbanden sich ausdrücklich oder unausdrücklich Vorstellungen vom eigenen, vom zukünftigen Leben. In der Formel von der „Normalerwerbsbiographie" ist sie nicht zuletzt zu einem Problem für wissenschaftliche Analyse geworden. Gemeint ist die zunehmende Regelmäßigkeit einer Unterscheidung, die die „aktive" Zeit der „Erwerbsphase" zunehmend unterscheidet oder ausgliedert aus dem „ganzen

18 Schröder: Landowski, S. 135f (auch für das folgende).

19 Dazu in meinem „Eigen-Sinn", a. a. O., S. 399ff.

Lebenslauf"[20]. Die jüngeren bzw. älteren Bevölkerungsteile wurden also dabei aus der Erwerbsarbeit mehr und mehr ausgegliedert: Zumindest rechtliche Einschränkung bzw. Verbote von Kinderarbeit sind zu nennen, Fixierungen von zwangsweisen Altersgrenzen mit Verrentung oder Pensionierung die andere.

Kathleen Canning hat gezeigt, dass vor 1914 wie in den 1920er Jahren bei Textilarbeiterinnen (Maschinenspinnerinnen, Maschinenweberinnen) eine scharfe Teilung zwischen Erwerbs- und Familien- oder Kinderphase nicht zu erkennen ist. Ein großer Teil der fabrikarbeitenden Frauen blieb auch nach der Heirat bzw. vor allem nach der Geburt von Kindern erwerbstätig. 1922 hatten beinahe zwei Drittel aller Textilarbeiterinnen (rechnerisch sind also die kinderlosen einbezogen) zumindest ein Kind unter 14 Jahren zu versorgen.[21] Auf eigene Formen von Bedürfnisartikulation und Interessensdurchsetzung deutet auch die Differenz zwischen Organisationsteilnahme bzw. Gewerkschaftsmitgliedschaft einerseits (in den Verbänden in den 20er Jahren durchaus Mehrheiten bei den Mitgliedern, aber deutlich geringere Rekrutierung der Arbeitenden). Aber: Streikaktivitäten waren bei Frauen keineswegs selten und sie traten hier energisch und offensiv auf (bekannt ist, dass 1903 in Crimmitschau 40 % der Streikenden verheiratet waren!).[22]

Die Aufsätze, die von gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen 1928 für das Preisausschreiben „Mein Wochenende" eingeschickt wurden, verweisen auf andere Formen der eigenständigen Rhythmisierung und insofern auch Kontrolle von Zeitverwendung, von Engagement oder Zurückhaltung. Sehnsüchte nach dem „ganz anderen" richten sich auf das Wochenende, nicht zuletzt auf den Feierabend: Vom Radiohören, dem Lesen der Zeitung oder eines „guten Buches" geht es zur Eigenaktivität als Sängerin oder dem Esperantoclub (das Kino spielt noch kaum eine Rolle). In den Texten, die gewiss auch rhetorischen Vorgaben, den Selbstinszenierungen der Arbeiterschaft in der eigenen Presse verpflichtet waren, war dem kontrastiert, das „harte unerbittliche Muss" des Rädergerassels in der Fabrik, aber auch der Hausarbeit: Das „Eiltempo" galt hier wie dort und wer Angehörige zumal Ehemann und Söhne hatte, für den hieß es „doppelt, dreifach arbeiten!"[23] Im „Jagen und Hetzen" wurden aber eigene Räume und Zeiten gesucht und geschaffen: der „Pausenschnack, das Klönen oder Klatschen auf dem Treppenabsatz – wie es etwa mündliche Geschichte erschließt.[24]

20 Vgl. dazu Martin Kohli: Arbeit im Lebenslauf: alte und neue Paradoxien, in: Jürgen Kocka, Claus Offe (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 362-382, S. 363.

21 Kathleen Canning: Languages of Labor and Gender, Female Factory Work in Germany, 1850-1914, Ithaca 1996, Einleitung, XIII; Vgl. zur Fragestellung die Pionierstudie von Tamara Hareven: Family Time and Industrial Time. The Relationship between the Family and Work in a New England Industrial Community, Cambridge/ New York 1982.

22 Canning, XIV.

Aber es gibt sehr viel Veränderungen – hier nach den Erinnerungsinterviews, die Elizabeth Roberts gemacht und ausgewertet hat[25]: Es geht um Überleben in Industriestädten in Lancashire (geprägt von Schwerindustrie wie von Baumwollverarbeitung sowie Ölzeug- und Linoleumproduktion). Frauen arbeiteten insbesondere in den Textilproduktionen – viele waren also Hausfrauen, Erzieherinnen und Industriearbeiterinnen. Hier wird in Interviews deutlich, dass die Verminderung der Kinderzahl im Vergleich zu dem, was die Frauen bei ihren Eltern und in der Zeit, in der sie selbst Kinder waren, überall erlebten – dass dies eine entscheidende Veränderung und auch vielfach deutliche Verbesserung im Hinblick auf die tägliche Belastung war. Dies ging parallel mit deutlicher Verminderung des Trinkens (von Alkohol) der Männer, aber auch mit Angeboten, die mit dem Kino in die Städte kamen, Möglichkeiten für eine halbe oder anderthalb Stunden „zu entkommen, aus dem Haushalt, der Nachbarschaft für Momente heraustreten zu können" (selbst, wenn man mit Bekannten bzw. Nachbarn oder mit dem Ehemann oder einer Freundin ins Kino gegangen war).

Arbeiterbauern?

Josef Mooser hat darauf verwiesen, dass 1939 zwei Drittel der nicht-landwirtschaftlichen Arbeiter in Landgemeinden eine Bodenfläche bewirtschafteten, selbst in Großstädten aber immerhin noch 25,5 %![26] Dabei ist die Bezeichnung des „Arbeiterbauern" in ihrer Allgemeinheit problematisch. Zum Teil (etwa in Württemberg) waren es wohl eher landsässige „Kleinbürger", in Nordwestdeutschland ehemalige Land- und Heimarbeiter. Sie alle aber waren praktisch wie mental „landverbunden". Und das Familienleben zeigte dasselbe Charakteristikum: Die Arbeitskräfte waren fast überwiegend Kinder und Ehefrauen.[27]

23 Canning, XXI.

24 Eva Brücker: „Und ich bin heil da 'rausgekommen". Gewalt und Sexualität in einer Berliner Arbeiternachbarschaft zwischen 1916/17 und 1958, in: Th. Lindenberger, A. Lüdtke (Hg.): Physische Gewalt, Frankfurt a. M. 1995, S. 337-365, hier: 21.

25 Elizabeth Roberts: A Woman's Place. A Oral Histroy of WorkingClass Women 1990-1940, Oxford 1984.

26 Josef Mooser: Arbeiterleben, S. 171 f.

27 Vgl. dazu auch Peter Exner: „Wenn die Frauen Hosen tragen und die Wagen ohne Deichsel fahren, dann ändern sich die Zeiten". Ländliche Gesellschaft in Westfalen zwischen Weimar und Bonn, in: Daniela Münkler (Hg.): Der lange Abschied vom Agrarland, Göttingen 2000, S. 39-68, S. 44 ff.

Diese – bei allen angedeuteten Unterschieden – selbst in Großstädten verbreitete, vor allem auch über zumindest drei oder vier Generationen anhaltende „Landverbundenheit" stellt offensichtlich einen selten beachteten, aber deutlichen Unterschied zu den Verhältnissen in England dar. In Frankreich hingegen dürften sich Verhältnisse zeigen, die zumindest partiell oder regional den deutschen ähnlicher waren. Inwieweit diese familial gestützten Selbstversorgungswirtschaften auch in Zeiten ökonomischer Krise immer wieder eingesetzt wurden, wäre im einzelnen zu klären. Immerhin könnte man von hier aus eine Linie ziehen zu der sehr viel geringeren Streikaktivität in Deutschland. Der französische Fall lässt sich allerdings – auch dies freilich ohne nähere Klärung höchst unsicher – mit dieser eventuellen Korrelation nur schwer zur Deckung bringen.

Thesen

1.
Lebensläufe von (reichs)deutschen Arbeiterinnen und Arbeitern sind durch die Kriege des Jahrhunderts entscheidend beeinflusst und mit-geformt worden. Das gilt in zweierlei Hinsicht: als Entgrenzung von Todesgefahr – als paralleler Intensivierung von Verletzungs- und Tötungsgewalt.

2.
Konkreter: Zu den dem Prinzip nach bekannten Leib- und auch Lebensgefahren industrieller Arbeit trat die vielfach unkalkulierbar große Wahrscheinlichkeit der Versehrung, wenn nicht des Todes durch direkte Waffeneinwirkung (nicht allein für Männer), aber auch die direkten Folgen, zumal durch Hunger und auch Krankheit (1916 ff; die Jahre ab '45 für Deutschland) – oder den Bombenkrieg ab 1942 an der „Heimatfront" bzw. in der Rüstungs- wie der Überlebensproduktion. Je nach Wohnsitz kamen Flucht- und Vertreibungserfahrungen hinzu, oder sie waren jener Gewaltschock, den andere an den Fronten, insbesondere aber im Bombenkrieg oder in der Besetzung (Massen-Vergewaltigungen!) erlebten und erlitten.

3.
Hat diese Gewalt – die „widerfuhr", und die man selbst „leidend" erlebte – die Massen-Erfahrung des Krieges als ungeahnter Erweiterung eigener Macht (und Lust) überdeckt oder gar auslöscht? Sind „gute Zeiten" z. B. als Besatzungssoldat oder gegenüber ZwangsarbeiterInnen in der „Heimat", bei Vertreibungen oder womöglich auch Erschießungen zumal im besetzten Polen oder der UdSSR, aber auch andernorts gegenwärtig geblieben, vielleicht sogar mitunter als verlo-

renes Reich der alltäglicher Allmachtsphantasien? Die Frage ist offen; sie ist dringlich für jene Geschichte der Praxis, Erfahrungen und Emotionen der Vielen, die noch kaum in Umrissen zu erkennen ist.

4.
Aber: Das Soldatsein wurde nicht selten als „Arbeit" gesehen und „normalisiert". Zumal für Mannschaftssoldaten – die Lohnarbeiter gewesen waren oder wieder sein wollten – konnte die Produktion der Destruktion als eine Form von – guter? – Arbeit gelten.

5.
Die Formen industrieller Arbeit und ihr Wandel folgte nur sehr begrenzt den Konjunkturen der Kriege – die spezifischen ökonomischen Zyklen sind hier unschwer zu erkennen. Stichpunkte sind tayloristische und dann fordistische Rationalisierung, parallel wurden deutsche Wege der „Qualitätsarbeit" beschrieben und erprobt, aber in beiden Kriegen auch der Zwangsarbeiterbeschäftigung und sozial-rassistischer Unterschichtung. An letztere wurde in mancher Hinsicht angeknüpft – nicht nur in Deutschland – mit Anwerbungen seit den 1950er/60er Jahren, überwiegend für „unqualifizierte" Arbeitsvollzüge.

6.
Nicht allein die konkrete Situation im Krieg war wesentlich – ebenso gewichtig war, wie das Kriegsende im jeweiligen Alltag fühlbar wurde und blieb. Zumindest für die Erwartungshaltungen machte es einen entscheidenden Unterschied, ob man selbst und die „Lieben", aber auch das „Ganze" (von Gesellschaft, Staat und/oder Nation) zu den „Siegern" oder zu den „Besiegten" gehörte.

7.
Schocks veränderten Lebensperspektiven. Zugleich aber beharrten viele umso nachdrücklicher auf Gewohntem. Dazu gehörten „heimatliche" Speisen und Gerichte. Im Alltag war es vor allem eine Konzentration auf „Arbeit" – nicht nur als Tätigkeit, sondern als Herstellen, als Vollzug mit einem befriedigenden, vielleicht „schönen" Ergebnis. Das gilt für die Jahre nach 1918 in Deutschland und weit intensiver nach 1945 in Deutschland-Ost wie in Deutschland-West.

8.
Hier wären internationale und interregionale Vergleiche wichtig (im Frankreich der 1930er und '40er Jahre wurde – vielleicht abgesehen von manchen Kommunisten – die nationale Arbeit betont und proklamiert!).

Zu den anhaltenden Kontinuitäten gehörte international die starke Betonung des männlichen Ernährers und des Normalarbeitsverhältnisses. Dabei waren die tatsächlichen Praktiken und Erfahrungen offenbar immer schon andere. Flexibilitäten auf Tages- oder Wochenbasis (das eigene Nutzen von Minuten durch illegale Pausen, vorzeitiges Reinigen etc.) – dies wäre das eine. Andererseits in mancher Hinsicht geringere Differenzen zwischen den Geschlechtern – wobei ein entscheidendes Moment, die Differenz der Löhne um ca. ein Drittel, ebenfalls eher eine Langfristkonstante zu sein scheint.

9.
Anhaltende inter-regionale und inter-nationale Differenzen lassen sich weniger bei Arbeitsprozessen als bei Arbeitskonflikten und den Formen von Interessenanmeldung und -durchsetzung beobachten.[28] Hier lässt sich offenbar keine „Annäherung der westeuropäischen Gesellschaften im Verlauf des 20. Jahrhunderts" feststellen.

10.
ABER: wie weit treffen solche Durchschnittsbefunde das Potential dessen, was in spezifischen Situationen möglich ist oder war? Alle relative Stabilität bisheriger Verläufe oder Verhaltensweisen mag sich von einem zum anderen Moment als linear – und damit als falsch erweisen. Am deutschen Fall: Es waren gerade jene, die auf „deutscher Qualitätsarbeit" zu beharren suchten, die im Herbst 1989 in der DDR die weitere Gefolgschaft für die SED verweigerten. Ihnen wurde das z. T. verzweifelte Festhalten an einem ‚letzten Halt' vor einem Kollaps von „guter alter" gesellschaftlicher Ordnung wie herrschaftlichem System zum Antrieb für Verweigerung und auch Protest: um „endlich richtig arbeiten" zu können! Freilich: Dieser „Eigensinn" war auf einen historischen Moment bezogen – auf diesen Moment blieb er fixiert.

28 Hartmut Kaelble: Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft: eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980, München 1987.

Michel Pigenet

L'Etat, les entreprises et les syndicats dans la dynamique sociale portuaire européenne au XXe siècle

Dans les années 1980-1990, un «vent de réforme international»[1] modifia en profondeur les relations sociales dans la manutention portuaire européenne. Le calendrier précis et les formes, apaisées ou brutales, du changement furent loin d'être identiques bien que la chronique ait surtout retenu les épisodes de forte résistance ouvrière à l'occasion desquels les «réformateurs» usèrent simultanément des armes de la séduction[2], du chantage[3] et de la répression[4]. Décisive, l'intervention des pouvoirs publics assura le succès de projets censés sceller le désengagement de l'Etat de la scène sociale portuaire. Sollicitées, les autorités supranationales apportèrent elles-mêmes leur concours[5]. Moments et éléments du mouvement de recomposition du rapport des forces sociales engagé à l'échelon de la planète, les défaites infligées aux bastions syndicaux portuaires revêtaient une dimension symbolique et pédagogique. Après le naufrage d'autres corporations emblématiques de l'ancienne classe ouvrière, elles venait confirmer le caractère irrésistible des mutations engagées.

1 L. Hislaire, *Dockers, corporatisme et changement*, Transport Actualités-GEP Communication, 1993, p. 118. L'auteur a participé à ce bouleversement en sa qualité de délégué général de l'UNIM, l'organisation du patronat français de la manutention portuaire.

2 Au moyen de fortes primes offertes aux dockers acceptant de changer de métier.

3 En 1992, le gouvernement français subordonna l'octroi d'aides sociales à a signature, avant le 15 juillet, d'accords locaux conformes à l'esprit de la réforme votée en mai.

4 Au Royaume-Uni, l'interdiction des gréves «politiques» contre la loi de 1989, le blocage des fonds du TGWU, les condamnations par les tribunaux finirent, joints au licenciement des militants, par venir à bout de l'opposition à la réforme. En France, la lutte des dockers, étalée sur dix mois, occasionna 92 gréves nationales de 24 heures et des initiatives locales, parfois violentes, ponctuées d'arrestations et de poursuites judiciaires.

5 En décembre 1991, la Cour européenne de justice déclare le monopole d'embauche des dockers génois incompatible avec le Traité de Rome.